

Zeitschrift: Vom Jura zum Schwarzwald : Blätter für Heimatkunde und Heimatschutz

Herausgeber: Fricktalisch-Badische Vereinigung für Heimatkunde

Band: 4 (1887)

Artikel: Grenchen, ein Schweizerdorf und seine Leute

Autor: Massmann, Julius

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-747627>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 11.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

9) Die Konvention wird vollzogen am Morgen des 15. April 1814 zu St. Louis.

Unterzeichnet von Oberst Palm, Baron Bittner, de Guyot de Ponteil, Lenz und Butard.

Genehmigt vom Kriegsrath: Pinot, Salhier, Aspelli, Marmier, Chancel, Baron von Zoller.

◆◆◆

Grenchen,

ein Schweizerdorf und seine Leute.*

Von Julius Mahmann in Oldesloe.

I.

GWenn man auf der schweizerischen Centralbahn den großen Hauenstein-tunnel passirt hat, so gelangt man bei dem industriereichen Städtchen Olten in den Kanton Solothurn, der, zwischen Alpen und Jura eingebettet, neben dem Kanton Bern einen großen Theil der von der Aare durchströmten Ebene einnimmt. Zwischen der noch mit gewaltigen Mauern und Thoren geschmückten, man kann nicht sagen bewehrten, Hauptstadt Solothurn und dem schon dem Kanton Bern angehörigen Biel liegt malerisch an den Hängen des Jura das Dorf Grenchen. Dasselbe ist auch weiteren Kreisen bekannt geworden durch einen Aufsatz in Gustav Freytag's „Bildern aus Deutschland's Vergangenheit“. Hier wirkte nämlich von 1838 bis 1840 eines der hervorragendsten Mitglieder des Frankfurter Parlaments von 1848, der badische Staatsmann Karl Mathy, als einfacher Dorfschulmeister; derselbe starb 1868 zu Karlsruhe als Chef des badischen Gesamtministeriums, und seine Bedeutung erhellt wohl am besten daraus, daß Freytag ihm in einem besondern biographischen Werke ein Denkmal gesetzt hat.**

* Diese Schilderung von Land und Leuten eines Schweizerdorfs ist letzten Sommer im Feuilleton des „Hamburger Korrespondenten“ erschienen und bringen wir dieselbe zum Abdruck, da sie trotz mancherlei Unrichtigkeiten, die wir nach Erforschungen an Ort und Stelle uns zu berichtigen erlauben, doch manches Interessante und Lesenswerthe enthält und von einer der Schweiz wohlwollenden und günstigen Gesinnung getragen ist. Der Herausgeber.

** Wir dürfen nicht unerwähnt lassen, daß neben Mathy, dem Grenchen die Ent-

Dies Alles erhielt für mich einen besondern Werth, als ich vor wenigen Jahren, dem Drange in die Ferne folgend, nach demselben Orte als Lehrer verschlagen wurde und hier während zweier arbeits- und genüßreicher Jahre verweilte. Ich war freilich an dem eine Viertelstunde entfernten internationalen Institute Breidenstein beschäftigt, wohnte indeß im Dorfe selbst und hatte so reichlich Gelegenheit, Land und Leute kennen zu lernen.

Alljährlich wandern Tausende und aber Tausende in die Schweiz, und wenn auch neuerdings die nordischen Reiche Dänemark und Norwegen eine starke Anziehung ausüben, so wird doch Weg und Steg des Helvetierlandes von Touristen nicht leer. Man kann aber wohl in wenigen Wochen eine Fahrt über Berg und Thal machen und dabei die Glanzpunkte der Gebirgswelt beschauen, man kann die Pracht und Bequemlichkeit der weltberühmten Hotels des Bierwaldstätter- und des Genfersees anstaunen und andererseits sich über die entsetzlich primitiven und harten, aber theuren Nachtlager der weniger besuchten Höhepunkte ärgern — den Schweizer lernt man nicht kennen. Seine Gewohnheiten, seine Sprache, sein Familienleben bleiben dem Reisenden ein Rätsel, diejenigen Schweizerleut', mit denen man auf der Reise in Berührung kommt, Wirths und Führer, kennen kein anderes Interesse als die Ausbeutung der Fremden, deren Wünschen sie für einen gehörigen Preis sich jederzeit anbequemen; der Schweizer, welcher kein unmittelbares Interesse an den Reisenden hat, besitzt einen hohen Grad von Misstrauen und verschließt sein Heim ängstlich jedem Eindringling; erst ein längerer Umgang macht ihn zutraulich und gestattet, seine Eigenthümlichkeiten zu erfassen. *

stehung seiner Bezirksschule zu verdanken hat, auch der vielgenannte und vielverkannte italienische Flüchtling und Parteiführer Josef Mazzini im Bachtelenbad, das Herrn Josef Girard gehörte und das heute in das berühmte Institut Breidenstein umgewandelt ist, ein stilles Asyl fand und dem Orte ein historisches Interesse verlieh. Näheres findet man bei G. Freytag.

* Hier geht der Verfasser augenscheinlich zu weit und beurtheilt die Verhältnisse von einem Standpunkte aus, dem die Gerechtigkeit fehlt. Es mag allerdings Wirths und Führer geben, die diesemilde entsprechen, im Allgemeinen urtheilen alle Reiseschilderungen, die uns über die Schweizer und die Schweiz bekannt geworden, günstig und voll Anerkennung. Nicht unbekannt ist es dagegen, daß es Reisende, namentlich deutscher Nation, gibt, welche Ansforderungen stellen, die nicht zu erfüllen oder nicht berechtigt sind.

Das Dorf Grenchen liegt, wie schon Eingangs bemerkt, in der Aare-Ebene. Von Osten nach Westen baut sich, soweit das Auge reicht, eine gewaltige, scheinbar unübersteigbare Mauer, der tannenbewachsene Schweizer Jura auf. Er hat hier durchweg eine Höhe von 4000 Fuß; der Weissenstein, die Hasenmatte und im Süden etwa noch der Chasseral heben sich gleichsam als Zinken aus dieser Mauer hervor. Wellig hügelige Gelände, mit zahlreichen Obstbäumen bestanden, reichen bis an das Dorf heran, gegen Osten und Süden fällt das Terrain zur Aare hinab, und jenseits derselben bilden sanfte Erhebungen des Bodens einen grünen Kranz. Bei heiterem Wetter erheben sich über den Hügeln die unendlichen Kolosse der hehren Hochgebirgs Welt. Vom Säntis bis zum Mont Blanc bietet sich den Augen ein Gemälde, wie man es nie vergißt. Die Well- und Schreckhörner, Finsteraarhorn, Eiger, Mönch und Jungfrau ragen, dem Himmel seine Höhe streitig machend, in den blauen Aether hinein. Haarscharf sind ihre Konturen, wenn der erste Strahl des erwachenden Tageslichtes sie trifft, ihre ganze Pracht aber entfalten sie erst, wenn ihnen die scheidende Sonne den Abschiedskuß gibt. Während ringsum der Abend die ganze Landschaft in die duftig violetten Töne der Dämmerung taucht, schwimmen die fernen Gipfel noch in brennendem Feuerglanze, immer rosiger, immer purpurner, immer tiefer erglühend, bis das Ganze einem Kranze funkender Kohlen gleicht. Lauschige Stille hat sich über Thäler und Höhen gelagert, nur hier und da vom Geläute der Schellenkuh oder vom widerhallenden Aufjauchzer eines Sennbuben unterbrochen; — da ermattet auch droben der Glanz, die Rosengluth erlischt, wenige Augenblicke noch, dann ist das ganze riesige Schneegebäude in ein blasses Todtenblau gehüllt, ersterbend, anfröstelnd, geisterhaft. Das Alpenglühnen ist wunderbar schön, Feder und Pinsel ermatten, man muß es schauen, um es zu genießen.

Schon auf den ersten Blick zeigt ein Schweizerdorf ein ganz anderes Bild als ein Dorf des platten Landes im deutschen Reich. An der Heerstraße liegen außer den Wirthshäusern vielleicht noch ein Kramladen, ein Paar Fabrikgebäude und das Schulhaus. Die übrigen Gebäude stehen abseits vom Wege, fast immer aber den Berg hinan, sei's, weil man Ueberschwemmungen fürchtet, sei's, weil dem Schweizer nur an und auf dem Berge wohl ist. Chaussirte, im Sommer staubige, im Winter schmutzige Straßen durchziehen das Dorf; wo sie gepflastert sind, sind sie lebensgefährlich. (?) Zahlreiche, stetig fließende Brunnen gewähren Erfrischung, fast jedes Dorf hat seine Wasserleitung; man gräbt am Fuße des Jura

ein Bassin und leitet das Wasser durch hölzerne Rinnen den Brunnen zu. Die Bauart der Häuser ist eine von der deutschen ganz abweichende; vergeblich würde man nach den kleinen Häuschen suchen, wie sie als Modell, aus Holz und Pappe zusammengeleimt, zur Weihnachtszeit auch wohl aus Marzipan fabrizirt, den Markt überschwemmen. Von den ringsum führenden Gallerien, den verschnörkelten Treppen, den geschnitzten Giebelköpfen dieser Miniaturhäuschen trifft man bei einem Solothurner Dorf keine Spur, bei den erbärmlichen, schmutzigen und gebrechlichen Hütten der Armut empfindet man diese Anhängsel als eine Versündigung gegen den guten Geschmack; die Treppen sind zerbrochen, die Gallerien ungangbar, Fenster, Thüren und Dächer aber sind in hohem Grade vernachlässigt; zum Ueberfluß benutzt man die Reste einstiger Zierde, die Geländer der Treppen und Balkone, als geeigneten Platz zum Trocknen der Wäsche; da aber öffentliche Schaustellung des dem Menschen am nächsten Liegenden keineswegs Wohlgefallen erregt, so schlägt der Wanderer schnell ein Kreuz und eilt vorüber. Die Häuser der Wohlhabenderen machen einen stattlichen, behäbigen Eindruck, sie sind fast ohne Ausnahme zweistöckig und zeigen große, helle Fenster. Als Baumaterial sind Ziegelsteine fast unbekannt, Felsgeröll, sowie unregelmäßig gebrochener Sand- und Kalkstein bilden die Hauptbestandtheile der Mauern, denen ein Mörtelbewurf Festigkeit und Glätte verleiht. Der Durchschnittsfältegrad des Winters, sowie die Feuchtigkeit der Luft sind in der Schweiz bedeutend höher als im nördlichen Deutschland; es kommt hinzu, daß der gefürchtete Föhnwind in sehr eindringlicher, höchst unbequemer Weise daher pfeift, und so sieht sich der Schweizer genötigt, seinem Hause wenigstens an der Wetterseite einen besondern Mantel zu geben. Er belegt sie mit Pfannenziegeln oder Holzschindeln, auch das Dach wird mit denselben gedeckt, nur in wenigen Fällen wird Strohdachung angewandt. Das mit mächtigen Steinen beschwerte Holzdach findet sich nur im Gebirge, wo es gilt, dem tosenden Sturme Widerstand zu leisten. Im Sommer wird das Ansehen der Häuser durch die sich überall findenden, meist grün gestrichenen Faloutsien belebt; an deren Stelle tritt im Winter fast ebenso allgemein das Doppelfenster, welches zwischen sich und dem eigentlichen Fenster einen geräumigen Platz zur Blumenpflege freiläßt. Es ist erklärlich, daß in der Schweiz, welche nur an wenigen Orten (?) dem Ackerbau Raum bietet, neben den Wohnhäusern selten große Scheunen zu finden sind; das Vieh hat gewöhnlich seinen Platz in einem mit dem Hause verbundenen Anbau, auch wohl im

Hause selbst. Häufig sieht man kleine aus starken Stämmen zusammengefügte Gebäude, welche an die Blockhäuser der amerikanischen Ansiedler erinnern, es sind Weinkeller, die freilich im Kanton Solothurn gesetzlich verboten werden müßten, denn „seine Berge tragen Gewächs,* sieht aus wie Wein, ist's aber nicht, man kann dabei nicht singen, dabei nicht fröhlich sein.“ Die Solothurner Berge könnten für die Heimath des Drei-männerweines gelten, bei dem bekanntlich einer zum Trinken, einer zum Festhalten und einer zum Hineingießen erforderlich ist.

Fast jedes Dorf hat seine Kirche, welche, immer auf einer Anhöhe liegend, mit ihrem Thurm ein gutes Stück der Umgegend beherrscht. Ihre innere Einrichtung ist natürlich nach der Konfession verschieden; während die katholische Kirche Grenchen's ** mit Altären und Bildsäulen überfüllt ist, Gemälde die Wände bedecken, verschmäht die reformirte Kirche des Nachbarortes Lengnau Orgel und Altar. Außer der Hauptkirche hat Grenchen noch sieben Kapellen, *** durch ihr Neuzeres konnten sie keinen großen Glauben an die ihnen nachgesagte Wunderthätigkeit erwecken. Sie waren schmutzig, halbverfallen, verräuchert und kaum so groß, daß eine Person darin zum Beten Platz fand. Die vielen Wachsherzchen, -händchen und -beinchen, welche zum Lobe einer vollendeten oder noch zu hoffenden Heilung darin aufgehängt waren, verbreiteten einen unangenehmen Geruch. Die Schule ist ein großes, lustiges Gebäude und könnte den deutschen Dorfschulhäusern zum Muster dienen. † Der murmelnde und plätschernde

* ... „seine Berge tragen Gewächs“, ist ein unrichtiger Ausdruck. Nur in Grenchen, Dornach und Nieder-Erlinsbach werden Reben gepflanzt. Der Erlinsbacher Wein ist sehr geschäkt. Bei Grenchen nimmt der Weinbau der Westschweiz seinen Anfang.

** Die Kirche von Grenchen, wohl eine der größten Dorfkirchen weit und breit, ist nicht, wie der Verfasser sagt, mit Altären und Bildsäulen überfüllt, sie hat im Gegentheil nur drei Altäre und keine Bildsäulen. Neben einigen Stuckarbeiten an der Gypsdecke figuriren nur die üblichen zwölf Stationsbilder.

*** Die sieben Kapellen im Dorfe Grenchen sind pure Erfindung. Im eigentlichen Dorfe befindet sich nur ein kleines „Kapelli“, in dem vielleicht 4 bis 5 Personen Platz haben, dagegen steht in den beiden zu Grenchen gehörenden Filialen „Allerheiligen“ auf der Höhe und „Staad“ an der Aare je eine große Kapelle. In der Kapelle von Allerheiligen wurde s. B. die berühmte Madonna von Holbein aufgefunden, die sich jetzt im Museum in Solothurn befindet.

† Grenchen besitzt seit zwei Jahren ein zweites, großes und schönes Schulhaus.

Dorfbach mit seinen lustig klappernden Mühlen möge den Rahmen des Gemäldes schließen, in dem noch der Mensch, der treibende, hastende fehlt.

* * *

Die Bewohner der Propstei, der Vierlande, der Schweiz denkt man sich in der Regel sämtlich in einer bestimmten Nationaltracht und — irrt sich dabei. Die Bilder von Desfregger, Hugo Kaufmann, Matthias Schmidt können allerdings den Glauben erwecken, jeder Bub laufe in der Loddenjoppe, in Zwieselstrümpfen und nägelbeschlagenen Schuhen herum und trage den kecken Hut mit Gamsbart und Spielhahnfeder auf dem Ohr. Die wandernden Gebirgsänger, die Rainer, Höllensteiner und wie sie sonst heißen, treten in sauberen und kleidsamen Kostümen vor das Publikum, in den Ländern selbst stehen die Nationaltrachten auf dem Aussterbeetat, und, wo man sie noch findet, da fahren die Träger unter falscher Flagge, oder sie haben ein besonderes Interesse im Auge. Nur vereinzelt sieht man im Kanton Solothurn ein Mädchen in der Landestracht, die Burschen und Männer haben überhaupt keine. Der Kanton Bern ist darin schon ausgiebiger, auch hier findet man indeß unter den männlichen Individuen nur eine Klasse eigenthümlich gekleidet: die Bergführer. Sie sind über und über braun, Beinkleid, Joppe, Hut, selbst das Gesicht ist braun, „die Sonne hat ihnen verbrannt das Gesicht“; nur um den Hut schlingt sich ein weißes Band, aber auch das ist nicht national, es ist ein Papierfragen, den der Träger, um ihn vor allzu raschem Abnutzen zu bewahren, statt um den Hals um den Hut geschlungen hat. Der Papierfragen ist ein Kriterium des Führers im Berner Oberlande, trägt er keinen, so lasse man ihn laufen. Die Mädchen des Kantons Bern tragen faltenreiche dunkle Röcke, ein kurzes Samtmieder, aus dem oben das schneeweiße Brusttuch hervorragt, und die kräftigen Arme mit ein paar gewaltig aufgeblasenen Engelsflügeln bedeckt. Schwere silberne Ketten liegen über der Brust, gehen unter den Armen durch und sind auf dem Rücken an silbernen Rosetten befestigt. Den Solothurner Mädchen fehlen die Ketten und die bauschigen Ärmel, dafür ist das Mieder mit silbernen verschränkten Schnüren geziert und hat dazu silberne oder goldene, wenigstens gelbe Knöpfe. Einen eigenthümlichen Haarschmuck findet man im Lungern- und Sarnenthal gegen den Vierwaldstättersee zu; er hält etwa die Mitte zwischen einem silbernen Löffel und Pantoffel, ob es ein Zeichen für das künftige Hausregiment sein soll, mag dahingestellt bleiben. Greller treten

die Trachten in der französischen Schweiz, im Waadtlande und in Genf hervor, sie sind aber gerade deswegen nicht mehr schön.

Körperlich angesehen, erscheint der Schweizer längs des Jura groß gewachsen, muskulös gebaut, aber meistens schlecht zu Fuß. In der Bartform herrscht der Henri-quatre. Der Kropf tritt nur in äußerst seltenen Fällen auf. Schön sind die Schweizerinnen nur in seltenen Fällen, und ich glaube als Erfahrungssatz aussprechen zu können, je näher zur Sennerin, je häßlicher; — die schönen Sennerinnen sind eben ein schönes Märchen.

Die Sprache ist Deutsch, aber von einer ganz besonderen Art. Während man im Kanton Solothurn schon nach einigen Wochen das Nothwendigste versteht (es ist das Allemannische der Hebel'schen Gedichte), haben die Berner, d. h. auf dem Dorfe, ein „Dütsch“, das jedem musikalischen Ohr Grauen einflößt. Zwitschernd, quiekend, sprudelnd, haspelnd, knurrend, pfeifend, donnernd, grosslend tönt uns ein Wortschwall entgegen, dem wir starr zuhören. In manchen Fällen ist es gut, daß man die Sprache nicht versteht, denn Höflichkeit ist des Schweizers starke Seite nicht, wenn er es auch nicht versäumt, dem Vorübergehenden sein „Grüß Gott“ zuzurufen. In gebildeten Familien spricht man schon im Kanton Solothurn überall französisch und besser und lieber als deutsch. Die Neuenburger und Freiburger behaupten sogar, es besser zu können als die Pariser. Als Kurosum verdient erwähnt zu werden, daß im deutschen Biel jedes Schulkind uns französisch antwortet, während in Chaux-de-Fonds jeder Arbeiter Deutsch versteht.

Der Religion nach sind in den Juradörfern Katholiken wie Protestanten vertreten. Solothurn hat 98 Proz. Katholiken, indeß ist mir im privaten Leben nie eine Spur von Intoleranz begegnet. Doch am Weihnachtsmorgen begegnete mir auf einem Spaziergange ein uraltes, armes Mütterlein, das zitternd und frierend mich um eine Gabe zum heiligen Christ bat; ich reichte ihr einen halben Franken, und sie versprach, für mich zu beten zur Mutter Maria. Als ich ihr bemerkte, ich sei Lütheraner, wies sie das Geld zurück und sagte, von einem Ketzer nehme sie nichts. Schon ward ich an den Schweizern irre, wenige Tage darauf trat aber ein feister Kapuziner in mein Zimmer und auf seinen großen Quersack deutend, sprach er: „Ich bitt Sie um dusig Gott's wille, schenken 'S mir öppis für übers Kloster, mir wei au für Sie hätte zur Mutter Maria.“ Ich hielt ihm entgegen, daß ich nach seinen Begriffen ein Ketzer sei. Darauf

er mit ruhigem Lächeln: „Schad't nütz, Herr, mir nehme's au' vo' de Chätzere.“

II.

Die Beschäftigung der Dörfler ist wesentlich anders als die der deutschen Landleute. Ackerbau treiben nur wenige und auch diese nur nach ganz veralteten Methoden; beispielsweise gehören zur Handhabung eines hölzernen Pfluges drei Menschen, zwei Pferde und eine Kuh.* Wahrhaftig großartig ist dagegen in den Juradörfern die Industrie und zwar die Uhren- und Holzindustrie. Die Holzindustrie umfasst namentlich das Parquettieren der Fußböden und die Holztäfelung der Wände. Der Uhrenindustrie verdanken Tausende ihr tägliches, wenn auch kärgliches Brod. Früher beherrschte die Schweiz mit ihren Uhren nicht bloß den europäischen, sondern auch den amerikanischen Markt, es wurden beispielsweise im Jahre 1872 3818 Centner Uhren exportirt. Amerika hat sich freilich selbstständig gemacht und Schweizer Fabriken klagen jetzt über die erdrückende Konkurrenz Amerika's in Europa. Die meisten Uhren werden in Locle und Chaux-de-Fonds gearbeitet, indeß hat auch Grenchen mehrere große Fabriken, welche Hunderte von Arbeitern und Arbeiterinnen beschäftigen. Vornehmlich ist es die Taschenuhr, welche in der Schweiz produziert wird. Die Theilung der Arbeit geht bis in's Kleinste, nur dadurch werden die billigen Preise und die große Gleichmäßigkeit und Genauigkeit ermöglicht. Es gibt zahlreiche Arbeiter, welche sich mit der Anfertigung der Zifferblätter beschäftigen, andere kennen weiter nichts als das Anfertigen der Schalen und Gehäuse. Wenn auch die Arbeit eine verhältnismäßig leichte ist, so würde doch wohl kaum einer der schwer arbeitenden deutschen Handwerker eine so einseitige Thätigkeit von seinem Kindesalter bis an sein Lebensende übernehmen.

Der Mensch ist, was er ist, sagt Ludwig Feuerbach; sieht man darauf hin den Speisezettel des schweizer Dorfbewohners an, so müssen wir Norddeutschen seine Einfachheit bewundern. Sicher dachte Norddeutschland, so oft es bei der Schweiz zu Gast war, stets mit stillem Sehnen an die Fleischtöpfe der Heimath. Die Kartoffel verlangt der Schweizer groß, faustgroß, wie man anderswo zur Schweinemast verwendet. Eine

* Zur Handhabung eines Pfluges bedarf es nur zwei Personen, einen Fahrknecht und einen Pflughalter.

wichtige Rolle spielt der Salat, Salat heißt aber Alles, was grün ist; Löwenzahn, Huflattich und tausenderlei anderes Kraut wird als Salat verspeist. Das Hornvieh wird durch die starke Verwendung als Zugthier klapperdür, und sein Fleisch erinnert nur zu häufig an gekochtes Leder. Wild kennt man am Jura nicht,* man sagt dem letzten Hasen des Jura nach, daß er sich aus Mangel an passender Gesellschaft aus Lebensüberdruß in einem einsamen Weiher ertränkt habe. Als Delikatesse gelten die Hinterleuken des Frosches und die gebackene graue Weinbergschnecke; wenn man in diese einmal mit geschlossenen Augen hineingebissen hat, so überwindet man das anfängliche Grauen leicht. Das gebräuchliche Brod ist unserem Feinbrod ähnlich; Butter, oder wie der Schweizer sagt, Anken, gilt auf dem Dorfe als Verschwendug. Da sie stets ungesalzen ist, so verzichtet man gern darauf und wählt anstatt dessen den Käse, der bekanntlich „weinen“ muß, um gut zu sein.**

* * *

Wie sich das Leben der Großstadt in den immer wiederkehrenden Charakteren verkörpert, so treten auch auf der Dorfbühne gewisse Persönlichkeiten besonders hervor. Die gewichtigste Erscheinung ist natürlich der Amtmann, das heißt der Gemeindevorsteher; auf seinem breiten, selbstbewußten Gesicht liest man: „Ich bin der freie Bürger der großen Schweiz“; trotz des Landaufenthalts bürgert er in großartigem Maße und weiß schwerlich den Tag anzugeben, wo er seine Stiefel spitzen zum letzten Male sah. Sein Amt leitet er mit der denkbar größten Gemüthlichkeit, nichts bringt ihn aus der Fassung. Die Steuern treibt er gleich durch Mahnzeddel ein; sollte man hierin eine Unhöflichkeit erblicken, so ist man doch leicht versöhnt, denn unten steht gedruckt: „Mit Gruß: Der Amtmann.“ Gewöhnlich hat der Mann auch eine Schenke und taxirt sehr feinsinnig den Gast nach seinem Geldbeutel; kann er einen halben Franken und mehr für die Flasche leisten, so kommt er in's Herrenstüble und darf sich der

* Hr. Maßmann hat, wie es scheint, nie etwas von den zahlreichen Wildschweinen im Jura gehört.

** Ueber den Butterverbrauch, namentlich Seitens der deutschen Touristen, muß man die schweizerischen Gastwirthe sprechen lassen. Die wissen ein Liedlein von dieser ungesalzenen Butter zu erzählen.

Unterhaltung des weisen Dorfmonarchen freuen; gewöhnliches Volk muß im großen Gastzimmer bleiben und ist auf dienstbare Geister angewiesen.

Periodisch ist in den Dorfgassen die Erscheinung des Sennen von den Jurahöhen. Er hat gewöhnlich die blonden Locken der Jugend längst abgeschüttelt, seine rauen, harten Hände passen zu seinem wetterfesten Gesichte; seine Hantirung, die ihn zur Einsamkeit verurtheilt, macht ihn menschenscheu und verschlossen. Misstrauisch und zögernd zählt er dem Krämer die ersparten Pfennige hin; in's Wirthshaus geht er nicht, denn sein bestes Getränk, den aus der Enziane gewonnenen Schnaps, verschenkt man in der Ebene nicht. Mit einem Halstuch für's Müetterle, ein paar grellen Bilderbogen für den Wandschmuck, einem Bäckchen Tabak für sich selbst beladen, schiebt er, still wie er gekommen, die Höhen hinauf, iszt harten Käse, trinkt würzige Alpenmilch und wartet gefaßt auf den langen schaurigen Winter, der mit seiner unendlichen Schneemasse Alles bedeckt und ihn auf Monate von allem Verkehr mit der Außenwelt abschließt.

Eine ganz eigenartige Erscheinung bietet auch der Schweizer Fabrikarbeiter, in ihm steckt ein gut Theil Lebenslust. Seine blaue Blouse ist seine Uniform, er weiß ihr Schmuck zu verleihen, indem er das nie fehlende Halstuch in einen kunstreichen Knoten schlingt.* Die Frühstückszeit findet ihn im Wirthshause; beim Absynth oder Wermuth kamegießert er lustig darauf los und beräth über das Wohl und Wehe Europa's. Da er nun von allen Seiten hört, daß es in der Schweiz einzig noch auszuhalten ist, daß da, wo die Berge aufhören, das Wort Freiheit gar nicht genannt werden darf, so dreht er zufrieden sein Schnurrbärtchen, läßt mit Behagen die kurze Pfeife von einer Munddecke zur anderen gleiten und arbeitet ohne Murren weiter.

* Das Tragen der Blouse und des kunstreich verschlungenen Halstuches ist welsche Sitte und bei Grenchen nicht zu Hause.

